

Das Paradoxon der Monarchie

Dass die Monarchie zur britischen DNA gehört, ist, wenn auch oft behauptet, dennoch immer wieder erstaunlich. Gewiss, die 70 Thronjahre der Queen mögen Arien untertüniger Begeisterung auslösen – Evidenz für die Haltbarkeit des Königtums sind sie noch nicht. Wohl aber von der Dauer eines einmaligen Lebens in Hingabe an die Pflicht für Nation und Staat und das Commonwealth, wie Elizabeth II. es demonstriert hat. Wir müssen jedoch anders argumentieren, wenn wir von der Haltbarkeit des Königtums sprechen und begründen wollen, warum ein Land wie Großbritannien – meritokratisch, demokratisch, republikanisch – sich in 1000 Jahren seiner Geschichte nicht von der Monarchie trennen wollte. Eigentlich spricht im Tumult der Veränderungen, wie wir sie heute erleben, in einer Zeit wachsender Ansprüche von Minderheiten, gehört zu werden, viel dafür, dem Erbprinzip an der Staatsspitze den Garaus zu machen und es durch wechselnde Präsidenten abzulösen. Elizabeth II. ist seit der normannischen Eroberung im Jahr 1066 die 40. Trägerin der Krone ihres Landes. Warum nicht die Letzte?

Harold Macmillan, der frühere Premierminister hat einmal einem Freund gegenüber an die Wand gemalt, wie ein Großbritannien ohne Monarchie aussähe: „Stell Dir vor, in diesem Moment hätten wir statt der Queen so einen Gentleman im Frack, irgendwie schlecht sitzend, vielleicht vom Garderoben-Ausstatter Mos Bros ausgeliehen, wie er seine Honneurs macht, ist er doch in einem Deal zwischen der extremen Rechten und der extremen Linken gekürt worden. Oder warten wir lieber auf den Nächsten, einen anderen kleinen Mann – wer soll es sein? Geben wir's am besten Mr. X, Du weißt doch, was für ein miserabler Finanzminister der war: Machen wir ihn doch zum Präsidenten, statt ihn ganz verschwinden zu lassen. Kannst Du Dir das vorstellen? Ehrlich, es ergibt keinen Sinn, es wäre die finale Zerstörung aller Farbe, allen Lebens und des Inbegriffs der Vergangenheit dieses Landes.“ Macmillan hätte hinzufügen können, dass die Monarchie zum Beweis des demokratischen Fortschritts auf der Insel nicht geopfert zu werden brauchte, denn die Krone hatte längst ihre Macht an das Parlament abgetreten, die Freiheit im Lande also nicht mehr behindert.

Umgekehrt durfte sie in dem Moment, in dem sie der wirklichen Macht – der demokratischen – nicht mehr gefährlich war, ihren ganzen Prunk und Pomp entfalten und zu neuer Beliebtheit aufsteigen. „Macht gegen Popularität“, wie der Sozialgeschichtler David Cannadine diesen Tausch genannt hat. Ein Paradox: In dem Maße, in dem der

Die Windsors mussten an politischem Einfluss verlieren, damit die Briten den Prunk der Krone wieder genießen konnten. 70 Jahre schenkte die Queen Großbritannien eine Stabilität, zu der sich das Land nur gratulieren kann

THOMAS KIELINGER



Thron an politischem Einfluss verlor, erhöhte sich sein Ansehen. Die Untertanen konnten, nachdem die Machtfrage geklärt war, prunkvolle Zurschaustellungen der Krone wieder ungetrübt genießen.

Auf dem europäischen Kontinent verlor die monarchische Geschichte anders. Den Kaisern und Zaren in Russland, Deutschland und Österreich-Ungarn dienten prachtvolle Staatsauftritte zur Verherrlichung ihrer Macht – „in England wurden sie möglich wegen der wachsenden königlichen Schwäche“, schrieb David Cannadine. Das war eine kluge Konzession an den Zwang zu politischen Reformen, mit der Folge, dass Englands Königtum überdauerte, die kontinentalen Kaiserreiche dagegen hinweggefegt wurden. Dabei ist das Wort von der „konstitutionellen Monarchie“ eigentlich ein Kompliment an die Krone, denn es verschleiert latent die wahren Machtverhältnisse. Besser traf es George Orwell mit der „gekrönten Republik“, und auch ein angesehener Historiker der Königsgeschichte wie David Starkey spricht heute gerne von der „königlichen Republik Großbritannien“.

Das Sahnehäubchen Krone sitzt auf einer Gesellschaft, in der sich alle Schichten einer ungeordneten Moderne balgen. Schon der große Verfassungstheoretiker des 19. Jahrhunderts, Walter Baughot, fand dafür eine sarkastische Definition: „Je demokratischer wir werden“, schrieb er im Juli

1867 im „Economist“, „desto mehr werden wir die große Staatsshow lieben, die schon immer das Vulgäre (the vulgar) in uns angezogen hat“.

Der Meinung war offenbar auch Lady Strathmore, die schottische Großmutter der Queen, die ihrer Tochter Elizabeth zunächst davon abriet, Bertie, den Königssohn und Herzog von York, zu heiraten – er bestieg später als George VI. den Thron. Höfisches Zeremoniell kam ihr suspekt vor, und der Jubel der Massen – „the vulgar“ – noch mehr. „So weit ich das sehe“, stichelte sie einmal süffisant, „müssen einige Leute mit Royalty gefüttert werden wie Seelöwen mit Fisch.“

Man sieht: Herzliche Verachtung für royalen Pomp auf der einen Seite und ungeschmälerte Zuneigung zum Träger der Monarchie auf der anderen vertragen sich gut in einer Gesellschaft mit parallelen Gelüsten: für das Zeremoniell und seine Entfaltung sowie für die ironische Distanz zu ihm. Schließlich war dies das Geheimnis von Prinz Philip, dem „Fels und Halt“ der Queen, als den sie ihn zu bezeichnen pflegte: Er stand ganz und gar hinter „seiner“ Königin, hinter den Etiketten und Saturalien royaler Pracht, aber distanzierte sich von Mal zu Mal mit frivoler Inkorrektheit wie der Narr in Shakespeares Tragödien, der mit „comic relief“, mit Erleichterung durch Komik den unabhängigen Blick fördert.

Abschaffung des Königtums ist auf der Insel kein Thema, ganz egal wie heftig „Republikaner“, britische Anti-Monarchisten, dafür plädieren, wo eine Institution so typisch die dualen Neigungen einer Gesellschaft spiegelt. Viele Bekehrungen geschahen auf dem Weg nach Damaskus, sprich: zum Buckingham Palast, sobald ein Republikaner in den Dunstkreis der Queen gelangte, die Establishment-Leiter erklomm oder durch einen Orden überrascht wurde. Nicht umsonst warnte George Bernard Shaw, ein Erzgegner des Königtums, seine sozialistischen Freunde davor, sich ja nicht auch nur von einem Lord auf die Schulter klopfen zu lassen – dann sei es mit ihrer braven sozialistischen Gesinnung auch schon vorbei.

Peter Mandelson, Minister unter Tony Blair und dessen einflussreichster Berater, war in seiner Jugend Mitglied der englischen „Liga junger Kommunisten“ und buchte zusammen mit Freunden für den Tag der Hochzeit von Charles und Diana im Juli 1981 eine Tagesfähre nach Frankreich, um, wie er und die Gruppe lauthals wissen ließen, der „royalistischen Orgie“ in London zu entfliehen. Drei der damaligen jugendlichen „Daytripper“ sitzen heute im Oberhaus, auf dem Hermelin-Hochsitz des Establishments. Lord Mandelson war bis Mai 2010 sogar Präsident des Kronrats und als solcher damit beauftragt, der Königin die jeweils verhandelte Agenda zur Abzeichnung vorzulegen. Saulus zu Paulus. Die Monarchie ist die Partitur der Inselgeschichte, das festliche Ornat ihrer Garderobe. Die gelegentlichen Flecken, mitunter die verpatzte Aufführung, auch von Mitgliedern der königlichen Familie, ändern nichts an der Qualität der Partitur. Die Queen, in ihrem 97. Lebensjahr, spiegelt die Antiquität des Königtums, das Großbritannien in seiner gebeutelten Gegenwart eine Stabilität schenkt, zu der sich die Briten nur gratulieren können.

■ Thomas Kielingers Biografie der Queen ist gerade in 5. Auflage erschienen (C. H. Beck)